

DOKUMENTATION D

Tatortarbeit hat sich zur Wissenschaft entwickelt. Jeder Tropfen Blut, jede Kratz- und jede Wischspur, jede Faser, jedes Haar erzählen einen Mosaikstein eines Verbrechens.

Das Haus in der Messenhausergasse 7 im 3. Wiener Bezirk ist hell erleuchtet, blaues Drehlicht spiegelt sich in den Fenstern, es ist der 16. Juni 2005, 23 Uhr: Das Haustor, um diese Zeit geschlossen, ist verspreizt, es darf nicht zufallen; in der Wohnung Nr. 7 im ersten Stock liegen zwei Leichen, blutüberströmt – im Schlafzimmer der ermordete pensionierte Baumeister Alfred P., 74, im Wohnzimmer seine 24-jährige Lebensgefährtin Erika S. aus der Slowakei.

Vor der Wohnung beraten die Kriminalbeamten Friedrich Unger, Kurt Herwey und Franz Köppl, wie sie den Tatort angehen werden. Sie haben weiße Overalls an. Sie sind den Tatort vor wenigen Minuten abgegangen, um die „Situationsspur“ in sich aufzunehmen, wie Gruppenchef Friedrich Unger erklärt. In dieser ersten Phase sondieren die Kriminalisten die Tatortwohnung, ohne sich auf Details einzulassen.

„Da hat offensichtlich jemand gründlich aufgeräumt“, sagt Unger zu seinen Kollegen. „Brave Fernsehkonsumenten – die haben C.S.I. Miami studiert.“ Noch etwas ist ihm bei der Erstsondierung aufgefallen: „Welche Frau würde im Wohnzimmer sitzen bleiben, wenn ihr Mann im Schlafzimmer erschlagen wird?“, fragt Unger seine Kollegen. „Das weibliche Opfer liegt neben dem Wohnzimmertisch, die Frau ist nicht zur Tür gegangen. Da könnten mindestens zwei Täter am Werk gewesen sein.“

„Es dürfte kein Schusswaffendelikt sein“, wirft Kurt Herwey ein. Zumindest die Mord- und Selbstmordversion, wie es anfangs geheißsen hatte, dürfte nicht halten.

Hausbewohner waren um 20.45 Uhr aufgeschreckt – durch Gepolter und Schreie aus der Wohnung von Alfred P. Einige waren auf den Gang gegangen, um zu hören, was los war. Das Rumoren und Schreien hatte aufgehört. Jetzt



Kriminaltechnische Arbeit ist hoch wissenschaftlich geworden – nicht nur bei „C. S. I. Miami“.

DER VERBRECHEN



Miami“.

war nur mehr ein Wimmern aus der Wohnung zu hören. Die Hausparteien einigten sich darauf, der 74-Jährige habe mit seiner Freundin Streit gehabt, das sei „Privatsache“. Die Ohrenzeugen gingen wieder in ihre Wohnungen zurück. Erst um 22.14 Uhr erhielt der Notruf der Polizei einen Hinweis – da könnte doch etwas passiert sein.

Zwei Polizisten öffneten die Wohnung und fanden das Blutbad vor. Der Notarzt wurde gerufen. Er stellte den Tod der Opfer fest. Eine Wunde am Kopf der 24-Jährigen ließ die Einschreitenden vermuten, sie habe sich erschossen.

Einige Stunden später, während der Obduktion in der Wiener Gerichtsmedizin, legt der Arzt die Kopfwunden der Frau frei. Die Haut ist geplatzt, durch einen stumpfen Gegenstand. Am Hinterkopf wird ein eigenartiges Karo-Muster sichtbar. Kurt Herwey hält alles fotografisch fest.

„Es hat ausgesehen, wie von einem gemusterten Prügel“, schildert der Kriminalist. „Möglicherweise das Muster eines Griffs von einem Baseballschläger.“ In der Wohnung wird nichts gefunden, was zu dem Muster passt. Am Tag nach dem Mord gehen Polizisten mit Diensthunden die Gegend ab. Sie suchen in Sträuchern und Büschen, hinter Ecken und im Rinnsal nach einer Eisenstange oder einem Baseballschläger. Die Tatwaffe bleibt bis heute verschwunden.

Die Kriminalbeamten in der Tatortwohnung legen die Strategie fest. Erst werden die Bereiche um die Leichen gesichert, denn in der nächsten halben Stunde wird der Gerichtsmediziner eintreffen. Bis dahin sollte das Spurenbild rund um die Leichen festgehalten sein.

Spurensuche im Uhrzeigersinn.

„Grundsätzlich sichern wir die Spuren in Wohnungen immer im Uhrzeigersinn“, erklärt Friedrich Unger. „Auf diese Weise kannst du nichts vergessen.“ Im Freien gehen die Beamten nach unterschiedlichen Methoden vor, je nach Geschehen wird der Tatort in einzelne Sektoren unterteilt, oder spiralförmig abgesucht, wenn es erforderlich ist. Die „Überlegungsmethode“ wird nicht außer Acht gelassen. Dabei wird so vorgegangen, wie der Täter vermutlich vorgegangen ist.

Cold Hits

Die DNA-Technologie hat in fast allen Delikten an Bedeutung gewonnen. In über 4.200 Fällen hat sie Verdächtigen zumindest bewiesen, dass sie am Tatort waren.

Die DNA-Technologie hat in fast allen Delikten an Bedeutung gewonnen und bei den Ermittlungsmethoden in Sexualdelikten eine Revolution ausgelöst – überhaupt bei allen Delikten, wo es zu einem engen Körperkontakt zwischen Opfern und Tätern gekommen ist. Im letzten Jahrzehnt hat die Kriminalpolizei mit Hilfe der DNA-Technologie auch in Einbruchsfällen Klärungserfolge gefeiert und bei Delikten, bei denen es kaum jemand erwartet hätte.

Die DNA-Datenbank ging 1997 in Probebetrieb, seit 1998 ist sie in vollem Einsatz. Seither wurden mehr als 30.000 Tatortspuren gespeichert sowie die Mundhöhlenabstriche von über 80.000 erkennungsdienstlich behandelten Personen.

Seit 1998 ergaben sich über 4.200 Hinweise auf Tatverdächtige – in den meisten Fällen durch so genannte „Cold Hits“. Dabei werden DNA-Spuren in die nationale DNA-Datenbank eingegeben, und der Computer findet eine Übereinstimmung mit gespeicherten Profilen; oder es werden neue DNA-Profile eingegeben und der Computer findet eine Übereinstimmung mit gespeicherten Spurendaten.

Mischspuren. Oft werden auf Tatorten Mischspuren sichergestellt – DNA, die vom Täter, vom Opfer oder auch von Gelegenheitspersonen stammt, etwa Hautschuppen des Opfers vermischt mit Speicherspuren des Täters. Oft finden sich Spuren nur im Mikrobereich – je weniger vom biologischen Material vorhanden ist, desto schwieriger ist es, sie zu typisieren,

ebenso je mehr sie mit Staub und anderen nicht biologischen Spuren verunreinigt sind.

Bevor die Spuren in die Gerichtsmedizin zur Auswertung vorgelegt werden, nehmen die Beamten des DNA-Teams eine Selektion vor, und zwar danach, ob sie in den Deliktskatalog fallen und ob sie vermutlich auswertbar sind. DNA-Spuren können nicht wegen jeden Kleindelikts in die



Jeder Vorgang im Labor wird fotografiert und genau dokumentiert.

Gerichtsmedizin geschickt werden. Die Zahl der DNA-Untersuchungen in Wien war im Jahr 2005 auf 2.030 limitiert. Die Kriminalisten aus den Dienststellen liefern aber etwa 6.500 Spureträger pro Jahr – meist mehrere pro Fall.

Die Beamten des DNA-Referats schicken jene Spuren in die Gerichtsmedizin ein, von denen sie sich den größten Erfolg versprechen. Für die Polizei Wien bestehen Werkverträge mit der Gerichtsmedizin Wien und Innsbruck. Bei Aufträgen eines Gerichts sind die DNA-Beamten an kein Kontingent oder Delikt gebunden.

Oft werden Kleidungsstücke, Bettdecken und Ähnliches als Ganzes

übermittelt. Die DNA-Kriminalisten müssen manchmal die Biospuren auf den Trägern in mühevoller Kleinarbeit erst lokalisieren. Das geschieht in einer Dunkelkammer mit breiter Auflagefläche mit Hilfe einer UV-Lampe mit entsprechenden Filtern.

Vorsortierung im Labor. Zur Vorsortierung der ausgewählten Spuren steht dem DNA-Team ein Labor zur Verfügung. Es unterliegt strengen Reinigungskriterien. Der Staubsauger, mit dem hier der Boden gereinigt wird, darf nur in diesem Raum verwendet werden.

Vor und nach jeder Untersuchung muss der Untersuchungstisch sterilisiert werden. Die Beamten müssen Schutzkleidung und Handschuhe tragen, um die Spuren nicht mit eigener DNA zu verunreinigen.

Am Beginn der Untersuchung werden vom biologischen Spureträger Digitalaufnahmen angefertigt. Bei „sensiblen“ Spuren arbeiten zwei der sechs Kriminalbeamten im Labor: einer nimmt die Untersuchung vor, der andere dokumentiert jeden Schritt seines Kollegen. Am Ende wird der Spureträger, geschützt vor Verunreinigung, verpackt und samt Spurenblatt an die Gerichtsmedizin geschickt. Die Aus-

wertung dauert durchschnittlich zwei Wochen, je nach Dringlichkeit. Zweimal pro Tag wird die DNA-Datenbank abgeglichen, und zwar mit neu einlangenden Spuren, sowie mit neu eingegangenen Mundhöhlenabstrichen erkennungsdienstlich behandelter Personen.

Immer wieder müssen die Beamten des DNA-Teams Täter „rückerkassen“. Meist handelt es sich um Ex-Häftlinge, die sich in der Strafhaft geweigert haben, einen Mundhöhlenabstrich über sich ergehen zu lassen. In manchen Fällen sind es noch „Uraltdelikte“, die lange vor der Installation der DNA-Datenbank begangen worden sind.



Kriminalisten der Tatortgruppe 2: Weder am Tatort, noch in der Dienststelle gibt es Routine – kein Fall ist wie ein anderer.

Jetzt beginnt die Feinarbeit. Die Beamten versinken in den Spuren. Der Gerichtsmediziner unterbricht. Er stülpt enge Gummihandschuhe über seine Hände. Franz Köppl hilft ihm bei der Erstbegutachtung. Der Kriminalist dreht die Frauenleiche aus der Bauchlage auf den Rücken. Kurt Herwey fotografiert das Geschehen. Köppl macht sich Notizen. Er muss in seinem Bericht dokumentieren, wie er die Leiche bewegt hat, wo er sie angefasst hat, was ihm dabei aufgefallen ist.

„Jemand, der den Endbericht zwanzig Jahre später durchliest, muss genau wissen, was, wann, wie veranlasst worden und geschehen ist – als wäre er dabei gewesen“, erläutert Unger.

Platzwunden. „Das ist keine Schussverletzung“, bestätigt der Gerichtsmediziner. „Platzwunden, mit einem stumpfen Gegenstand.“ Herwey schreibt mit. Auch ein Beamter der Gruppe Jandl von der Kriminaldirektion 1 macht sich Notizen.

„Wir geben jede neue Information sofort an die ermittelnden Kollegen weiter“, sagt Kurt Herwey. „Das funktioniert umgekehrt genauso. Wenn die Kollegen in den Vernehmungen zum

Beispiel erfahren, dass ein blonder Mann im Spiel gewesen sein könnte, ist das für uns wichtig, weil wir dann mitunter nach blonden Haaren suchen müssen. Umgekehrt, wenn wir ein langes, blondes Haar finden, und die Opfer haben schwarzes, kurzes Haar, ist das eine wichtige Information für die Ermittler.“

Der Gerichtsmediziner hat die Leichen zum Abtransport freigegeben. „Wir sehen uns morgen früh“, sagt er zu Herwey, mit dem er einen Obduktionstermin vereinbart hat.

Die Ermordeten werden in einen Bergesack gelegt. Ihre Hände werden mit Papiersäckchen umwickelt. „Unter den Fingernägeln könnten sich Haut- oder Faserspuren befinden, bei Schussdelikten könnten Schmauchspuren an den Händen haften“, erklärt Friedrich Unger. „Da darf nichts verloren gehen.“ Die Bergesäcke werden zugezippt, die Leichen in die sil-



Tatortgruppenchef Friedrich Unger.

berne „Truhe“ mit einem rot-weiß-roten Querstreifen gelegt.

„Sobald die Leichen abtransportiert sind, wird es ruhig am Tatort“, sagt Unger. Die Ermittler sind mit Vernehmungen beschäftigt. Sie befragen jeden, der im Entferntesten etwas mitbekommen hätte können. Sie erledigen ihre Berichtspflichten.

Neuer Schlosszylinder. Jetzt können die Tatort-Beamten in Ruhe arbeiten – im Uhrzeigersinn, wie vereinbart. Franz Köppl baut den Schlosszylinder aus und schraubt einen neuen ein. Für die kommenden sieben Tage wird die Wohnung versiegelt. Nur die Beamten der Tatortgruppe Unger haben die Schlüssel.

Inzwischen haben die drei Kriminalisten die Spuren „ausgeschildert“. Neben jede erfolgversprechende Spur wird ein Schild gestellt mit einer Nummer. Jede einzelne der insgesamt 77 Spuren wird fotografiert.

Unter ihnen ist ein Fingerabdruck an einer Weinflasche. Es ist jene Flasche, die der Mörder dem 74-jährigen Mann über den Kopf geschlagen hat. Die Bouteille war zum Zeitpunkt des Zerbers voll. Das Opfer ist vermutlich am Hocker vor seinem Klavier gesessen,



Fingerabdrücke werden mit Silberpulver sichtbar gemacht.

Jede Spur wird beschriftet, gesichert und dokumentiert.

als der Täter zugeschlagen hat. Der Fingerabdruck wird die Ermittler auf die Spur der Mörder bringen.

Kurt Herwey betrachtet die Gläser, die in der Küche stehen, gegen das Licht der Küchenlampe. „Alles wegewischt“, sagt er. „Auch der Aschenbecher ist gereinigt worden. Man sieht noch in den Ritzen, der ist vor kurzem ausgewaschen worden.“ Die Luft riecht nach Rauch. Laut Hausbewohnern war sowohl der Pensionist Nichtraucher, als auch seine junge Lebensgefährtin. In

der Wohnung finden die Kriminalisten kein Feuerzeug, keine Zigaretten, auch keine leeren Zigaretenschachteln.

Schlüsse und Tatsachen. „Wir ziehen unsere Schlüsse während der Arbeit“, berichtet Unger – das kriminalistische Gehirn bleibe die ganze Zeit eingeschaltet. „Aber wir dokumentieren nur die Tatsachen, die wir vorfinden. Interpretationen vermeiden wir. Damit könnten wir unsere ermittelnden Kollegen auf eine Trugspur führen.“

Es stehen sieben Gläser auf dem Küchentisch. „DNA finden wir da keine an den Rändern der Trinkgläser“, sagt Herwey. Darüber zu urteilen sei immer problematisch. „Bei einem Fingerabdruck siehst du noch am Tatort, ob daraus was werden könnte“, erläutert Herwey. „Wenn du eine DNA-Probe von einem Gegenstand abnimmst, weißt du nie, ob das wirklich eine Spur ist.“

Franz Köppl steckt ein Haar, das er neben dem Fundort der weiblichen Leiche findet, in ein Papiersackerl. Vorher

TATORTARBEIT

Psychische Belastung

Es gibt Dinge, an die gewöhnst du dich nie“, sagt Tatort-Gruppenchef Friedrich Unger. Ständig mit Leichen zu tun zu haben und sie ins letzte Detail untersuchen zu müssen, gehe nicht spurlos an einem vorüber.

„Wir besprechen alle Fälle in der Gruppe“, sagt Ungers Stellvertreter Kurt Herwey. „Das ist unsere Art von Supervision.“ Eine professionelle und institutionalisierte Gruppen- und Einzelsupervision hielt er für notwendig – ebenso wie Unger. Herwey berichtet von einem Fall, in dem ein Mann seine neunjährige Tochter ermordet und dann sich selbst umgebracht hatte. Die Leiche des Mädchens lag im Vorzimmer. „Ich habe mehrmals über das Kind drübersteigen müssen“, schildert Herwey. „Irgendwann habe ich den Abschiedsbrief des Mannes am Schreibtisch im Arbeitszimmer liegen gesehen und gelesen. Plötzlich hat das Ganze eine persönliche Dimension bekommen.“ Diese habe die Tatort-Professionalität für einen Moment verdrängt und sich im Ge-



Der wiederholte Umgang mit Leichen belastet die Psyche.

dächtnis festgesetzt. „Vor allem Tatorte mit Kindern als Opfer steckst du nicht leicht weg“, betont Unger. „Das verfolgt dich oft tage- und wochenlang.“ Ins Gesicht der Toten stehe oft noch

das Entsetzen geschrieben, die Angst vor dem Sterben – vieles ist vermutlich hineininterpretiert, doch die Bilder werden wie Tatsachen gesehen.

Unger ist seit 30 Jahren Polizist und seit 26 Jahren Kriminalbeamter. „Trotzdem ist mir die Gänsehaut über den Rücken gelaufen, als ich der Frau ins Gesicht geschaut habe, die ich im Selfstore im 17. Bezirk aus der Verpackungskiste rausgeschnitten habe.“ Unger wusste zu Beginn nicht, ob er eine Leiche finden werde. Er wusste nicht, ob der mutmaßliche Mörder sie zerschnitten hatte – dem Blut in der Tatwohnung nach zu schließen hätte es sein können.

Er erinnert sich, er habe nach jedem Schnitt in den Karton Angst gehabt, plötzlich ein abgetrenntes Körperglied zu finden.

Es verfolgte ihn die Angst, Maden könnten ihm entgegenkrabbeln. Der Schädel der Frau hätte gesprengt sein können. „Daran, dass man mit Leichen zu tun hat, gewöhnt man sich irgendwann“, sagt Unger. „An die Details gewöhnst du dich nie.“

FOTOS: A. TUMA



Im Labor der Tatortgruppe geht Kurt Herwey mit Hilfe von Lichtfiltern auf die Suche nach Mikros Spuren.

hat er es fotografiert. „Haare sollten nicht in eine Folie oder eine Glas-Phiole gegeben werden“, erklärt er, während er das Papier beschriftet. „In den Kunststoffbehältern würden die Haare einen unnatürlichen Drall bekommen.“

Teleskopmethode. Die Beamten gehen hier – wie bei jedem Tatort – nach der „Teleskopmethode“ vor: Erst werden die heiklen Spuren gesichert, dann die weniger heiklen. „DNA-Material könnte leicht zerstört werden“, sagt Unger. Beispielsweise könne eine vom Täter stammende Spur, etwa Speichel, Hautfetzen oder Sperma, mit Opfer-DNA vermischt werden. „Das macht die Typisierung im Labor ungleich unsicherer.“

Blut wird in sterilem Wasser mit Wattetupfern gesichert und in einer „Asservatenbox“ verwahrt. Ein Aufkleber „Vorsicht DNA-Spur“ weist auf die heikle Fracht hin. Das DNA-Material wird in einem Karton gesichert. „Wenn DNA luftdicht verpackt wird und das Trägermaterial noch feucht ist – etwa Blut – dann könnte es binnen weniger Stunden zu Fäulnis kommen und die Spur ist dahin“, erklärt Kurt Herwey. Er hat die Stelle fotografiert, an der er das

DNA-Material gefunden hat, und den Behälter beschriftet – mit genauer Uhrzeit und genauem Fundort, darunter sein Name.

Spurenträger, die leicht zu transportieren sind, werden verpackt und in der Dienststelle ausgewertet. An Kästen und Türklinken, Tischen und Klaviertasten nehmen die Kriminalisten Fingerabdrücke an Ort und Stelle ab. „Unsere deutschen Kollegen zerlegen teilweise das Inventar und untersuchen die Flächen erst in den Dienststellen nach Spuren“, erzählt Unger. „Wir tun das nicht. Es ist Ansichtssache.“ Mit einem Klebestreifen holt er Faserspuren von der Couch.

Und wieder: Erst ein Foto, dann das Sichern, Beschriften und Dokumentieren.

Auf unproblematischen – glatten – Oberflächen lassen sich Fingerabdruckspuren an Ort und Stelle sichtbar machen. Die Beamten bepinseln die Spur mit Silberpulver, die Papillarlinien werden hervorgezaubert. „Leder, saugendes Papier und buntes Plastik sind schwer zu bearbeiten“, sagt Unger. Das Material wird in der Dienststelle bedampft, und erst dann werden die Fingerabdrücke sichtbar.

„Wenn wir eine Spur finden, wissen wir nie, ob es sich tatsächlich um eine Spur handelt oder um einen Abdruck einer Gelegenheitsperson oder DNA des Opfers“, sagt Unger. Gelegenheitsperson ist jeder, der am Tatort war und eine „Spur“ gelegt haben könnte. Der Notarzt, die ersteinschreitenden Polizisten, neugierige Nachbarn, der Gerichtsmediziner – oder die Tatortkriminalisten selbst. „Es ist immens wichtig, dass die Kollegen ehrlich zu uns sind“, sagt Unger. „Es ist völlig klar, dass man erst versucht, Leben zu retten. Das ist wichtiger, als Spuren zu sichern. Es ist auch klar, dass jemand in der ersten Aufregung irgendwohin tritt, wo er eine Spur zerstören kann. Es ist zwar jammer-schade, wenn eine Spur kaputt ist, aber es ist eine Katastrophe, wenn eine falsche Spur die Ermittler tagelang in die Irre führt.“

Um halb vier Uhr früh packen die Tatortkriminalisten zusammen und verlassen den Ort des Geschehens. Das Minutenlicht am Gang ist bereits ausgegangen, das Haustor unten wieder verschlossen. Franz Köppl versperrt die Tür und klebt ein längliches Siegel über das Schloss – „amtlich versiegelt“. Er,

Herwey und Unger werden in den nächsten sieben Tagen noch mehrmals die Wohnung betreten, ehe sie die Räume wieder freigeben werden. Sie werden jeden Winkel absuchen – wenn nötig mit einem Metallsuchgerät. Sie werden möglichen Spurenuntergrund mit verschiedenen Lichtquellen absuchen – vom UV- bis zum Rotlicht und mit verschiedenen Lichtfiltern. Wo sie gewegewaschenes Blut vermuten, werden sie mit fluoreszierenden Mitteln hinsprühen und im UV-Licht die Abdrücke sichtbar machen.

„Blut verschwindet nicht, wenn man es wegwäscht“, sagt Unger. „Es wird nur mit jedem Drüberwischen dünner und es verschwindet in den feinsten Ritzen, für das menschliche Auge unsichtbar. Unser fluoreszierender Stoff hat den Vorteil, er zerstört nicht die DNA im Blut.“

Etwa drei Stunden dauert noch die Arbeit in der Dienststelle. Dann werden sich die Beamten frisch machen und die Nacht wird in den Tagdienst fließend übergehen.

Im Keller der Kriminaldirektion 3 legen die Beamten auf einem Tisch die Spuren auf, geordnet nach deren Art und ob sie hier ausgewertet oder außer Haus gegeben werden. Sichergestellte Kleidung wird zum Trocknen aufgelegt. DNA-Spuren könnten verfaulen. Mit Hilfe von Taglichtlampen oder etwa einem Repröstativ werden Studioaufnahmen bestimmter Spuren gemacht. Die Spurenträger werden eingesackt, beschriftet und mit einem Schreiben an die untersuchende Stelle weitergeleitet. Im Schreiben wird dokumentiert, um welche Uhrzeit die Spur gefunden wurde, was sie bezwecken könnte und wie sie vorbehandelt wurde. Weist eine Spur mit hoher Wahrscheinlichkeit auf den Täter hin oder vermuten die Ermittler, dass sie von einem bestimmten Verdächtigen stammen, kündigen die Tatort-Beamten die Spur bei der Untersuchungsstelle telefonisch an. Eine DNA-Spur etwa geht dann per Boten ins Labor, und das Ergebnis liegt am nächsten Tag vor.

Raue oder saugende Oberflächen, auf denen die Beamten Fingerabdrücke vermuten, behandeln sie chemisch und bedampfen sie entweder im Hochvakuum- oder im Cyanacrylat-Bedampfer.

„Einen Fingerprint schnell zu bedampfen, gibt es bei uns nicht. Weder die Arbeit am Tatort noch in der Dienststelle darf unter Druck erfolgen“, betont Unger. „Druck erzeugt Flüchtigkeitsfehler. Jeder noch so kleine Fehler zieht sich dann durch die gesamten Ermitt-

lungen und kann am Ende der Kette zum Verhängnis werden.“ Ein sorgfältig aufgebautes Beweisgebäude könnte durch eine minimale Flüchtigkeit einstürzen.

Weder am Tatort, noch in der Dienststelle gibt es Routine. „Kein Fall ist wie ein anderer.“

Zwischen den Spurenabnahmen in der Wohnung und der Aufarbeitung in der Dienststelle in den nächsten Tagen sind die Tatort-Beamten immer wieder in Kontakt mit den Ermittlern – telefonisch, persönlich und schriftlich. Jeder Bericht, jedes Auswertungsergebnis wird sofort an die Kriminalbeamten der KD 1 weitergegeben.

Der Abschlussbericht liegt nach knapp einem Monat vor, am 12. Juli 2005. Er ist über 250 Seiten dick, enthält 360 Fotos vom Tatort, jedes Anschreiben an die Gerichtsmedizin, an andere Untersuchungsstellen, jeder noch so unbedeutend erscheinende Schritt ist dokumentiert.

Inzwischen arbeiten die Beamten schon an einem zweiten Fall. Am 23. Juni hat ein Student vermutlich seine Mutter erschlagen. Der Ex-Mann der Frau erstattet am Abend Abgängigkeitsanzeige. Friedrich Unger und sein Kollege Walter Schwarzinger sind mit diesem Fall 48 Stunden durchgehend beschäftigt. Die gesamte Wohnung ist mit Blut bespritzt, überall liegt Verpackungs- und Putzmaterial herum. Leiche gibt es vorerst keine.

Erst am Vormittag des nächsten Tages entdecken Datensicherer am Computer des Verdächtigen Hinweise auf ein „Selfstore“ im 17. Bezirk. Unger und Schwarzinger brechen die Arbeit in der Tatortwohnung im ersten Bezirk ab. Im Selfstore finden sie mehrere Umzugskartons vor. Unger schneidet sie Schicht für Schicht mit dem Skalpell auf. Er darf die Leiche nicht verletzen, um keine Spuren zu verwischen. Schwarzinger fotografiert und dokumentiert jeden Schritt.

Der mutmaßliche Mörder hat die Leiche verschnürt und verklebt. Er hat die Kartons mit Trockenpaketen ausgelegt und Duftbäume dazwischen geschoben. Nach 20 Minuten kommt das Gesicht der toten Frau zum Vorschein.

Das Verfahren gegen den Mörder der Frau ist noch offen. Im Fall des 74-jährigen Mordopfers und dessen ermordeter Lebensgefährtin wurden kürzlich zwei der Verdächtigen zu 18 und 12 Jahren Haft verurteilt. Zwei weitere Verdächtige wurden freigesprochen. Gegen die Urteile wurde berufen.

Gerhard Brenner

Spuren im Spital

Ärzte und Pflegefachpersonal in Wien erhielten eine Ausbildung im Spurensichern. Bei der Erstbehandlung von Gewaltopfern soll verhindert werden, dass Spuren vernichtet werden.

Ein Arzt denkt in anderen Kategorien als ein Kriminalist, wenn er ein Vergewaltigungsopfer vor sich hat. Er hat die Aufgabe festzustellen, ob das Opfer verletzt ist und wie er es heilen kann. Der Kriminalist hat den Täter im Auge und versucht festzustellen, ob am Opfer Spuren an Körper oder Kleidung haften, und er sieht in den Verletzungen Beweismittel, die es zu sichern gilt. Das Opfer hat eine dritte Sicht: Es hat das Bedürfnis, so rasch wie möglich alles „abzuwaschen“, was vom Täter herrührt; es möchte das Ereignis am liebsten ungeschehen machen – das Abwaschen könnte der erste Akt in diese Richtung sein.

Ende 2002 meldete sich eine vergewaltigte Frau in einem Krankenhaus. Der Arzt nahm – wie in solchen Fällen üblich – drei Abstriche (oral, vaginal, anal). Die Spuren des Tathergangs sicherte er nicht. Es waren die einzigen, zumindest die qualitativ hochwertigsten Spuren, die der Unbekannte zurückgelassen hatte. Zu einem Geschlechtsverkehr war es nicht gekommen – die Abstriche waren umsonst, zumindest aus kriminalistischer Sicht.

„Das war der zündende Funke für uns, mit der Gemeinde Wien als Spitalserhalter in Kontakt zu treten“, sagt Dietmar Junker, Leiter des DNA-Referats der Kriminaldirektion 3. Die Beamten kontaktierten den Wiener Gerichtsmediziner Univ.-Prof. Dr. Manfred Hochmeister und die Leiterin des Frauennotrufs der Stadt Wien, Dr. Karin Spacek. Sie passten eine Checkliste der Salzburger Gerichtsmedizin an Wiener Verhältnisse an und entwickelten ein Set zur Spurensicherung nach Sexualdelikten. In der Schachtel befindet sich eine Liste mit teilweise kriminalistischen Fragen, die ein Arzt mit dem Opfer durchgeht. Unter anderem wird abgeklärt, an welchen Stellen der Täter mit dem Opfer in Berührung gekommen ist. Dadurch können unnötige Untersuchungen und Abstriche vermieden werden. „Es ist ja nicht angenehm für ein Opfer, wenn es nach einer Vergewaltigung noch einmal unnötigerweise unangenehme Berührungen ausgesetzt ist“,



Spitalspersonal lernt, auf Kriminalistisches zu achten.

sagt die Kriminalbeamtin Gerda Ruthner, die an der Entwicklung des Spurensicherungssets mitarbeitete.

Für die Sicherung der Spuren enthält die Schachtel vorbeschriftete Faltpapierkartonschachteln für verschiedene Abriebe und Abstriche, einen sterilen Kamm aus Kunststoff, sterile Stieltupfer, destilliertes Wasser in Kunststoff-Eprouvetten, Aufbewahrungssäckchen für Blut- und Harn-Eprouvetten sowie Papiersäcke in verschiedenen Größen; darin können Kleidungsstücke aufbewahrt werden. Zusammengestellt und abgepackt werden die Spurensicherungssets in der Wiener Gerichtsmedizin und im DNA-Team. Material- und Personalkosten betragen etwa 20 Euro pro Schachtel.

Verwendung. „Das Set ist darauf ausgelegt, dass es ein Arzt anwenden kann und genauso ein Kriminalbeamter, wenn keine medizinische Versorgung nötig ist“, sagt Veronika Berger vom DNA-Team der KD 3. Knapp ein Drittel vergewaltigter Frauen sucht als Erstes einen Arzt auf, ein Drittel wendet sich an den Frauennotruf, ein Viertel an die Polizei; der Rest geht zum Therapeuten, zu einem psychosozialen Dienst oder in eine andere Institution.

Meldet sich eine Frau in einem Krankenhaus, geht der Arzt zunächst den Fragebogen aus dem Spurensicherungsset mit ihr durch. Daraus lässt sich schließen, wo Spuren vorhanden sein könnten – in erster Linie geht es um biologische Spuren (DNA). Er sichert die Spuren oder die Spureenträger, zum Beispiel Kleidungsstücke. Im Idealfall geht der Arzt erst dann daran, die Ver-

letzungen zu reinigen und zu versorgen.

Bisher wurden etwa 200 Spurensicherungssets ausgeliefert. Jedes Kriminalkommissariat sowie die Kriminaldirektion 1 und die Krankenhäuser (gynäkologische Abteilungen, Kinder- und Unfallambulanzen) erhielten jeweils mehrere Kits. In den Spitälern absolvierten Ärzte und Pflegepersonal Spezialschulungen für den Umgang mit Gewaltopfern und die Anwendung der Spurensicherungssets. Junker und Berger sensibilisierten die Mediziner und Krankenpfleger auf eine kriminalistische Denk-

weise. Als vorläufig letztes Spital wurde das Personal des Allgemeinen Krankenhauses ausgebildet.

Handbuch. Die Entwicklung des Spurensicherungssets wurde in ein Projekt der Stadt Wien (Curriculum Gewalt gegen Frauen und Kinder) einbezogen, in dem es auch um den Opferschutz in Krankenanstalten ging. Das Projekt wurde 2001 gestartet und endete im November 2005 mit der Herausgabe eines Handbuchs für die Krankenhäuser. Initiatorin des Projekts war Karin Spacek.

Ein Ziel des Projekts war es, Ärzte und Pflegefachpersonal der Spitäler zu informieren und ihnen Anleitungen zu geben, wie sie mit Gewaltopfern umgehen. In einer Befragung gaben 80 Prozent der Ärzte und Pfleger an, mehr über das Thema Gewalt wissen zu wollen. Jeder Zweite fühlte sich zu wenig informiert. 41 Prozent hatten bereits mit Kindern als Gewaltopfer zu tun, 56 Prozent behaupteten das in Bezug auf Frauen. Allzu oft hatten sie für Diagnosen wie „Schnittwunden im Brustbereich“, „Bauchtrauma“ oder „Prellungen des Nasenbeins“ Begründungen akzeptiert, wie: „Die Patientin gibt an, im Haus über die Stiege gestürzt zu sein.“

„Die Opfer leiden meist ihr Leben lang“, sagte Univ.-Prof. Dr. Beate Wimmer-Puchinger bei der Präsentation des Handbuchs. Häufigste körperliche Folgen seien Unterbauchschmerzen, Eierstock- und Blasenentzündungen sowie Beschwerden während der Menstruation. In Österreich erlebt jede fünfte Frau im Lauf ihres Lebens Gewalt in einer Partnerschaft. G. B.

FOTO: G. BRENNER